


Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 70. Bromberg, den 27. März 1934.




Roman von A. Schöneberg.



(18. Fortsetzung.) 

Das Mädchen unternahm keinerlei Anstrengungen, sich Rauenstein zu entziehen, aber es schwieg.

„Namatalé! Willst du leugnen, daß du es warst, die mich aus Zarzura entfliehen ließ? Ich erkannte dich, deine Stimme, den Glanz deiner Augen. Ich fühlte deine Nähe in Zarzura, wie ich sie jetzt mit allen Sinnen empfinde. Willst du immer noch leugnen?"

Sie schüttelte ein wenig den Kopf. Ein Lächeln umspielte die feinen, fast noch kindlichen Züge.

„Du warst es?"

„Ja!"

Der Mann riß das Mädchen an seine Brust, und sie küßten sich.

Als sie wieder aus ihrer Vergessenheit auftauchten, fragte er: „Damals in Kampala ... der Pfeilschuß in meinem Arm ... du erinnerst dich ... als du mir das Gift aus der Wunde saugtest ... wie kamst du eigentlich so schnell dazu?"

„O ... ich wußte ... es war alles geplant ... ich war ein Kind noch ... man achtete nie bei den Gesprächen auf meine Anwesenheit ... so hörte ich und verstand. Du hattest in Dinge geschaut, die nicht bekannt werden sollten .... Der Pfeilschuß war kein Zufall ..."

„Du schlichst mir nach, uns allen ... der Jagdgesellschaft?"

„Ja, ich wollte nicht ... daß du starbst!"

„Warum nicht?"

„Warum fragst du? — Wenn der Chamsin hinter dem Reisenden aufsteht, dann fragt er nicht, dann reitet er zu und rettet. Du warst gut zu mir. Einmal, als mich die schwarzen Buben schlugen — ich hatte sie gekratzt, weil sie sagten, ich wäre eine Weiße und käme in die Hölle wie alle Weißen — da kamst du dazu, du hast die Jungen fortgejagt und mich gestreichelt und mir einen der festen weißen Bälle geschenkt, die du und die anderen über den großen Platz schlagen."

„Hast du denn nicht gefürchtet, daß du auch sterben könntest, als du mir das Gift aus der Wunde saugtest?"

„Wenn du starbst, wollte ich nicht mehr leben!"

„In Tetuan ... im Mai ... die Königin der Uled Naïls ... das warst du doch auch?"

„Ja, ich war es!"

„Warum ließest du mich grüßen und gingst dann weg?"

„O, ich freute mich so, als ich dich im Saal sah ... ich tanzte für dich .... Dann wurde mir klar, daß ich dich nicht wiedersehen durfte."

„Dein Vater und Daimon ... sie verboten es dir?"

„Ja!"

„Warum hast du dort getanzt? In dieser Spelunke, unter dem gewöhnlichen Volk?"

„Ich weiß es nicht, ich kann darüber nichts sagen. Ich muß sehr oft tun, was ich nicht verstehe, was sie von mir verlangen. Während ich tanzte, wurde vielleicht ein wichtiger Vertrag zwischen zwei Mächten der Wüste in meiner Kabine unterzeichnet. Wer weiß? Wir Frauen der Wüste fragen nie!"

„Die Wüste ... Zarzura ist deine Heimat?"

„Zarzura ist meine Heimat ... o, meine arme Heimat ... ich ... ich habe sie ... verraten ..."

Ein hilfloses Schluchzen erschütterte den schlanken Mädchenkörper.

„Nein, Namatalé, du hast keinen Verrat begangen! Ich werde deine Heimat nicht verraten. Ich werde schweigen wie der Sand der Wüste."

„Der Sand schweigt nicht. Die Spuren verrieten. Alle wissen ... eine Verräterin lebt im „Kleinod der Wüste" ... Als sie mein Bischarin vermißten, suchten sie deine Spur und fanden sie. Mein Vater sah mich nur an ... dann brachte er mich hierher. Ich bin verbannt ... ausgeschlossen aus meinem Volke ... ich kann nicht helfen ... wenn nun der Krieg ..."

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Wort war ihr entschlüpft, das kein weißes Ohr vernehmen sollte. Abermals war sie zur Verräterin geworden.

„Sprich das Wort nur ruhig aus, Namatalé! — Auch wir wissen, was geschieht. Nach diesem Kriege ... niemand wird dich zur Rechenschaft ziehen, niemand es wagen, meine Namatalé anzurühren ... auch dein Vater nicht. — Dieser Krieg — er wird ein furchtbares Gericht werden über alle, die uns nicht wohl wollen. Wir werden die Richter sein. Ich werde mit deinem Vater rechten, nicht er mit dir. Fürchte dich nicht!"

„Du meinst es gut. Aber du redest wie ein Durstender, den die Fata Morgana Wasser sehen läßt und wiegende Palmen im Wind. Mir kann niemand helfen, mich kann niemand beschützen. Mir wurde meine Strafe zuteil. Allah ist gut und gerecht. Du liebst dein Volk und darfst ihm helfen, ich liebe mein Volk und darf ihm nicht helfen, ich sitze im Gefängnis. — Meinem Vater, meinem guten Vater, habe ich das Licht seiner Augen genommen, die Sonne seines Alters. Einmal hat er mich noch angeschaut ... dann nicht mehr. Sein Auge geht über mich hinweg, wenn er mir seine Befehle erteilt. Ich bin gerichtet!"

„Du bist es nicht!"

„Mein Leben ist vernichtet!"

„Ich werde dir ein neues Leben schenken! Lache Kalunde, mein Wölkchen! Freue dich!"

Sie schauerte zusammen. Er sah sie fragend an.

„Komm ins Haus! Ich fürchte mich hier draußen, wo die Dschungel schreit", sagte sie nur.

„Ist niemand im Haus?"

„Gerlinde."

„Sonst . . . .?"

„O, eine Frau, die das Essen der Weißen bereitet . . . dick, faul und schläfrig . . . . komm nur!"

Arm in Arm gingen sie ins Haus. — — —

Am folgenden Morgen erhielt Reinhold Isenhardt ein Telegramm: Komme Tennisspiel Punkt zwölf! —

Die Würfel waren gefallen.

*

Am folgenden Abend spät.

Im Mondlicht märchenhaft beleuchtet, lag das weiße Schlößchen der Fürstin da. Davor der Garten, erstickt unter einer überwältigenden Blumenpracht und -fülle. Tief unten lagen die Kraterseen, schimmernd wie flüssiges Silber, wo der Mondschein auf der Wasserfläche reflektierte, malachitgrün im Übergang vom Licht zum Schatten, tieftintenfarbig im Schlagschatten des Urwaldes. Auf einer Klippe stand, den Kopf im Nacken, den Schnabel steil emporgerichtet, ein Reiher wie eine Schildwache. In der Ferne irgendwo hinter dem Dunst der Nacht ahnte man die Eishänge des Ruwenzori. Im Walde grunzten und lärmten von Zeit zu Zeit die Colobusaffen.

Im Garten standen Rauenstein und Kalunde und horchten in die Nacht hinein.

„Da unten gärt und brodelt es in der Masse!" bemerkte Rauenstein, ich glaube fast, es trennen uns nur noch Stunden vom Ausbruch des Krieges!"

Namatalé neigte traurig den Kopf. „Sie sind wie die Urwaldbestien. Sie lechzen nach Kampf wie der Leopard nach Blut."

„Was kümmert es uns?!"

„O, ich fürchte mich!"

„Du brauchst es nicht! Wir Weißen werden die Sieger sein. Dann bist du ganz mein eigen."

Kalunde richtete sich auf und blickte Rauenstein forschend an. „Ich verstehe nicht."

„Ich werde dich mit mir nehmen, fort von hier! Weit weg! Wir können überall leben, du und ich!"

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf. „Wir werden nie einander gehören können! Niemals! Auch dein Volk bedroht den, der sein Blut verleugnet und eine Andersfarbige heiratet mit Strafe und Achtung. Auch mein Gesetz verbietet es, und die unseren sind noch viel unduldsamer als die Deinen. Der Tod trifft den, der seinem Blut nicht zu gebieten versteht! Wir könnten uns nirgendwo verbergen, in der ganzen großen Welt nicht. Sie würden uns überall finden und Rache nehmen. Sie würden dich und mich töten. Unsere Liebe ist der Tod!"

„Nein, unsere Liebe ist das Glück!"

Rauenstein war unschlüssig. Sollte er ihr sagen, daß er sie in wenigen Minuten entführen wollte? — Er blickte auf die Uhr. Noch dreißig Minuten, um Mitternacht, dann leuchteten auf dem Landeplatz jenseits des Hauses die bengalischen Feuer auf, die er dort gelegt und mit Zeitzünder versehen hatte. Dann warf sich aus unsichtbaren Höhen das schnelle Kampfflugzeug Isenhardts, das jetzt vielleicht schon über ihnen kreiste, nieder auf den Sand. Dann kam Isenhardt mit einem halben Dutzend erprobter Leute. Wenige Minuten später würden sie ihre Last zum Flugzeug tragen, Isenhardt seine Gerlinde, er selbst Namatalé.

Gerlinde war zu Bett gegangen. Er hatte ihr nichts von dem Vorhaben mitgeteilt, damit das Mädchen in seiner Freude sich nicht verriet.

Auch Kalunde wollte er vorher nichts sagen. Es war schöner, sie zu überraschen. Rauenstein glaubte sich als Sieger auf der ganzen Linie. Der Übermut überkam ihn.

„Die Zukunft gehört uns und das Leben!" rief er laut.

Kalunde preßte ihm die Hand auf den Mund: „Still! Still! Hörst du nichts?"

„Nein!"

„Doch! Still!"

„Es werden die Affen sein oder ein Jaguar!"

„Die Trommel . . . ."

„Die Derbuga . . . .?"

„Nein . . . die Signaltrommel der Neger . . . sie geben Zeichen . . . still, ich kenne sie . . . jetzt antwortet die nächste Station . . . sie sind auf dem Posten . . . jetzt, sie beginnen, still . . . höre . . ."

Mit vorgebeugtem Körper lauschte das Mädchen atemlos in die Nacht hinaus. Ihre Augen weiteten sich vor Schrecken. Ihre Lippen flüsterten die von der Trommel verbreiteten Nachrichten: „Sie geben die Losung aus: Mirambo! — Das bedeutet Kampf, Krieg! Mit den Weißen! Still . . . Im Namen aller Stämme Afrikas: Tod und Vernichtung den weißen Blutsaugern! Freiheit . . . Rache . . . Marschiert! Marschiert nach Norden! Afrika den Afrikanern! Mirambo sei die Losung! — Mirambo ruft euch! Kommt! Marschiert! Vorwärts, marsch!"

Stoßweise, wie die Trommel sie signalisierte, brachte das Mädchen die Worte heraus. Es zitterte am ganzen Körper, seine Glieder bebten.

Auch Rauenstein war erregt. Die Entscheidung war gefallen. Die Trommelnachricht bedeutete die Mobilisierung ganz Afrikas. Nun gab es kein Halten mehr. Wo Funkstation und Fernsprecher die Nachricht nicht hintrugen, da verkündete sie binnen weniger Stunden die Trommel, bis in die entlegensten Winkel des Urwaldes hinein, vom Kap bis Kairo.

Rauenstein wollte eine Bemerkung zu Namatalé machen, als die Trommel wieder mit ihrem eintönigen Bumm Bumm begann. Nun aber war es nicht allein der Trommellaut, der heraufdrang. Wie ein dumpfes Dröhnen lag es in der Luft, ein Murren. Der Urwald schien sich zu regen.

Namatalé horchte mit erstarrten Gliedern.

„Was ist, Kalunde?"

„Still, still! Eine örtliche Nachricht . . . Der weiße Späher . . . das bist du . . . so nennt man dich . . . schleicht unter uns. — Vor Stunden noch . . . in den Mondbergen. Auf, sucht ihn! In „Traumland" sucht ihn! Die Tochter des großen Kaids verrät uns! Tötet sie!"

Sie standen beide wie erstarrt. Sie glaubten sich von niemand umlauert, und dort unten verbreitete das öffentliche Bekanntmachungsmittel ihre Geschichte als neueste Nachricht. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sich nicht die Bande des nächsten Dorfes jetzt bereits in Marsch nach „Traumland" setzte. Es hieß, auf der Hut zu sein! Höchste Zeit, daß Isenhardt kam.

Das Mädchen begann zu sprechen: „Wir sind verraten! Sie suchen uns, sie kommen hierher! — Es gibt keine Rettung mehr! Wir sind verloren!"

Das Mädchen sprach nun vollkommen ruhig. Eine seltsame, unheimliche Starre war über es gekommen. Es erhob sich plötzlich, schritt vorwärts wie eine Traumwandlerin. Stand wieder still, übergossen vom bleichen Mondlicht, den Blick zu dem nächtlichen Himmelswanderer gewendet. Sprach wieder: „Mein guter Vater, warum mußtest du diese Schande erleben! Warum mußte ich dich betrüben?! Du liebst dein Volk mehr als dein Leben! Das Herz deiner Tochter aber hängt an dem weißen Manne, den du hassest . . . Ich habe mein Volk verloren, verraten. Ich habe den Tod verdient. Sie werden mich richten . . . Du, mein guter Vater, wirst nicht dulden, daß einer Hand an mich legt! Du würdest es tausendmal eher selber tun . . . Du sollst nicht zum Richter werden an deiner Tochter, die du das Licht deiner Augen genannt hast. Du sollst es nicht . . . ich will selbst . . ."

Das Selbstgespräch verstummte. Das Mädchen schritt traumwandelnd dem Abhang zu.

„Wohin gehst du, Namatalé?"

„Komm mit."

„Ja, rasch ins Haus! Alarm! Gerlinde muß sich fertig machen, ehe sie kommen! Schnell, wecke sie!"

Aber das Mädchen schritt nicht dem Hause zu, sondern nahm die entgegengesetzte Richtung. Dorthin, wo ein Pfad zu den Kraterseen hinunterführte.

„Namatalé, wohin?"

„Komm mit!"

„Nicht dahin! Die See . . . es ist doch zwecklos . . . wir kommen nicht durch . . . Gerlinde . . . Namatalé . . . so höre doch . . . Isenhardt kommt . . . unser Freund . . ."

Er haschte nach ihr, da das Mädchen seine Worte unbeachtet ließ. Sie suchte sich seinen Armen zu entwinden. Er dachte nicht an den Widerstand, sie entschlüpfte ihm, entglitt ihm leicht wie eine Katze. In eines Gedankens Schnelle hatte der Urwald sie verschluckt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gefahr durch Jonesku.

Skizze von **Walter Sawitzky**=Berlin.

Als Edmund Antonius es sich in dem für ihn reservierten Abteil des Schlafwagens München=Berlin ein wenig behaglich gemacht hatte, dauerte es nicht mehr lange, bis der Zug sich in Bewegung setzte.

Antonius schloß die Augen. Er hatte eine Vision: Er sah sich — es waren auf den Tag zehn Jahre her — an einem naßkalten Novembertage in Berlin auf einem Leihamt stehen, den letzten versetzbaren Gegenstand in der Hand, für den ihm der Beamte ganze drei Mark bot. Dann hatte sich das Blatt gewendet, waren diejenigen Ereignisse eingetreten, die den Grundstein legten zum Aufbau seiner Existenz. Vor einem Jahre berief man ihn in die Leitung des weltbekannten Industriekonzerns. Vielleicht kam die Erinnerung an diese Stunde gerade deshalb, weil er das Erleben des gegenwärtigen Augenblicks als einen Gegenpol zu der in der Erinnerung heraufbeschworenen Lage empfand. Morgen um diese Zeit würde er, wieder im Schlafwagen sitzend, dieselbe Strecke zurückfahren, um über München hinaus nach dem Süden zu kommen. Dann aber war er nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft seiner jungen Frau; Antonius fuhr zu seiner Trauung nach Berlin.

Gabriele! Deutlich sah er sie vor sich: die schlanke Figur, das aschblonde Haar, die grauen, stets etwas verträumten Augen. Seit seinem Knabenalter trug er das festumrissene Idealbild eines Mädchens im Herzen, doch als er so weit war, an seine Ehe denken zu können, da hatten die Mädchen sich gewandelt. Sie liefen mit kurzen Haaren umher, rauchten Zigaretten, und viele von ihnen sprachen nicht ungern von ihren Erlebnissen mit Männern. Gabriele aber schien von einer gütigen Vorsehung wie eigens für ihn geschaffen. In fast beängstigendem Maße entsprach sie seinem tief im Herzen verankerten Wunschbild, und schon in der ersten Stunde ihres Beisammenseins wurde ihm die klare Erkenntnis, daß, wenn überhaupt je mit einer Frau, er nur mit ihr den weiteren Lebensweg gehen könne. Die Erfüllung dieser Gewißheit war in gleicher Weise naturgegebene Selbstverständlichkeit wie atemraubende Beseligung. Wenn es überhaupt etwas gab, was Antonius an seiner Braut auszusetzen hatte, so war es ein gewisser Hang zu geheimnisvollen, übersinnlichen Dingen, eine Neigung, mit der Antonius zum mindesten nichts anzufangen wußte. Nicht daß Gabriele dieser Neigung in irgendwie peinlich wirkender Weise nachgegangen wäre, sich etwa praktisch mit okkulten Dingen beschäftigt hätte, nein, es handelte sich meist nur um kurze Bemerkungen, die auf eine solche Einstellung schließen ließen. So behauptete sie, beispielsweise, genau zu fühlen, wann ihr Verlobter ihr schrieb. Sie bewies es nicht nur oft an Hand ihres Tagebuches, daß sie recht hatte, sie gab sogar ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß dieser „Seelenfunk", wie sie diese Erscheinung nannte, nicht umgekehrt wirkte.

Antonius empfand Appetit auf eine Abendzigarre und trat auf den bereits im Halbdunkel liegenden Gang des Schlafwagens hinaus. Er hatte sich kaum einige Minuten dem ungestörten Genuß seiner Importe hingegeben, als am anderen Ende des Ganges eine Tür zurückgeschoben und eine Dame sichtbar wurde. Ein flüchtiger Blick — und Antonius erkannte sie: Es war die Baronin Steinäcker, eine in der Wiener Gesellschaft gut bekannte Frau. Sie verkehrte in denjenigen Kreisen, die sich mit Spiritismus, Okkultismus und verwandten Disziplinen beschäftigen, und schon aus diesem Grunde schätzte Antonius sie nicht sonderlich. Er erwog daher einen Augenblick lang die Möglichkeit, sich schleunigst wieder in sein Abteil zurückzuziehen, aber ein schnelles Heben des Lorgnons und ein freudigerstauntes „Da schau her, der Herr Direktor Antonius!" belehrte ihn darüber, daß es hierzu bereits zu spät war. Es blieb also nichts anderes übrig, als der Baronin die Hand zu küssen und sogleich einen Redeschwall über sich ergehen zu lassen.

„Also das ist doch wirklich eine Überraschung! Hätte mir ja nicht träumen lassen, noch eine so angenehme Reisegesellschaft zu finden. Ich war schon ganz verzweifelt, Himmel, kaum elf Uhr! Ich kann doch net mit den Hühnern ins Bett. Das ist aber lieb! Auch nach Berlin, ja? Geschäftlich, was? Also, wann Sie die böse Zigarre mit an Zigaretterl vertauschen wollen, alsdann dürfen's noch ein Stunderl bei mir im Abteil verplauschen."

Antonius hatte nun weder Neigung, auf die „böse" Zigarre zu verzichten, noch dazu, mit der überspannten Baronin „ein Stunderl zu verplauschen", aber man will nicht unhöflich sein, und so folgte er ihr denn in das stark nach Chypre duftende Abteil, nachdem er seine Zigarre mit einem kleinen Seufzer durch das Klappfenster ins Freie befördert hatte. Sobald sie Platz genommen, plätscherte die Baronin auch schon wieder munter drauf los.

„Sie glauben ja nicht, wie glücklich ich bin, noch ein bissel reden zu können. Wollen's ein Zigaretterl? Ägyptische sind's. Ich bin auch so erregt heute abend. Wir hatten eine Zusammenkunft in München, die Menotti war da, die Hellseherin aus Mailand, und dann der Johann Eggen aus Kopenhagen, wissen's der den großen Bankraub aufgeklärt hat. Sie haben's doch in den Zeitungen gelesen! Wir haben ganz tolle Experimente durchgeführt, so etwas müßten's mal mitmachen. Lächeln Sie nicht, Sie ungläubiger Thomas! Ich bin noch ganz aufgewühlt, und dann die Eisenbahnfahrt, die wirkt immer so anregend auf mich, da bin ich immer ganz besonders gut in Form, wissen Sie? So losgelöst vom Raum, gewissermaßen, jede Sekunde ist man wo anders, ich habe mir schon immer gedacht, man müßte mal eine Séance im Schlafwagen machen. Sie können sich das gar net vorstellen, ich bin dann wie mit Elektrizität geladen."

Sie machte eine kleine Pause, und Antonius stellte fest, daß die Unterhaltung mit der „mit Elektrizität geladenen" Baronin bisher ziemlich einseitig verlaufen war. Gerade wollte er das Gespräch mit einigen Worten auf ein anderes Thema leiten, als ihm ein sonderbarer Wechsel im Gesichtsausdruck seiner Reisegefährtin auffiel. Sie hatte sich zurückgelehnt, die Augen geschlossen, eine gewisse Starrheit bedeckte ihre Züge, und ihr Atem ging auffallend schnell und stoßweise. Schon befürchtete Antonius, daß ein plötzliches Unwohlsein die Baronin befallen habe, als diese nach seiner Hand griff und das Gelenk mit festem Griff umspannte. „Warten Sie, halten Sie still!" hörte er sie dann mit einer vor Erregung heiseren Stimme sagen. „Ganz, ganz still ... es kommt etwas für Sie ... eine Nachricht ... eine Botschaft ..."

Antonius war peinlich betroffen. Wider Willen in ein okkultistisches Experiment hineingezogen zu werden, das paßte ihm ganz und gar nicht. Das Gefühl einer gewissen neugierigen Spannung konnte er allerdings trotzdem nicht ganz unterdrücken. Es dauerte noch eine kleine Weile, bis die Baronin wieder zu sprechen anfing. Langsam und abgehackt, aber vollkommen deutlich kamen die Worte von ihren Lippen. „Ich sehe ... den Schein einer Lampe ..., eine Hand schreibt: „Obgleich ich Jonesku beschworen und er mir sein Ehrenwort gegeben hatte, mich nicht in diese furchtbare Lage zu bringen, hat er sein Wort nicht gehalten ... Ich weiß mir keinen Ausweg mehr ... Wie soll ich morgen zum Altar treten ... Ich bin doch ganz in seiner Hand ... Hätte ich ihn nur ..."

Ein kurzes, hartes Klopfen an der Tür ließ die beiden zusammenfahren, dann wurde von draußen die Tür aufgeschoben. Beamte in Uniform. „Verzeihung, telegraphischer Steckbrief aus München! Darf ich um die Ausweise bitten?"

Noch ganz benommen suchte die Baronin in ihrer Handtasche nach den Papieren, während Antonius seinen Paß überreichte. Ein flüchtiger Blick auf die Papiere, dann wurden sie von den höflich grüßenden Beamten zurückgegeben; die Tür schloß sich wieder. Antonius, dem das spöttische Lächeln des Beamten beim Anblick des Hand in Hand sitzenden Paares nicht entgangen war, wollte nun dieser ganzen Szene unter allen Umständen ein Ende machen. „Sie sehen, Frau Baronin, wir haben kein Glück mit unseren Experimenten. Auch ist es schon recht spät. Ich wenigstens bin, aufrichtig gesagt, schon recht müde. Sie gestatten, daß ich mich zurückziehe!"

„Schade", sagte die Baronin, „sehr schade, es wäre bestimmt noch etwas Interessantes gekommen, na, dann, ist also nix mehr zu wollen. Recht angenehme Ruhe, Herr Direktor!"

Antonius verabschiedete sich mit einem Handkuß und ging in sein Abteil hinüber. Seine Stimmung war gründlich verdorben. Er wollte alles, was sich im Abteil der Baronin abgespielt hatte, für einen hirnverbrannten Blödsinn erklären, aber ein Satz hatte ihn verwirrt. „Wie soll ich morgen zum Altar treten", sagte die Baronin, und dieses sollte eine Nachricht, eine Botschaft für ihn gewesen sein! Sie wußte doch nichts von seiner bevorstehenden

Vermählung, sie hätte sonst bei ihrer Frage nach dem Zweck seiner Reise eine Andeutung gemacht. Sollte sie wirklich über übernatürliche Kräfte verfügen und hatte Gabriele durch sie gesprochen? Wer aber war dann dieser geheimnisvolle Jonesku, dessen Namen er nie gehört hatte? Antonius geriet nun tatsächlich in größte Unruhe und grübelte immer wieder darüber nach, welch ein Sinn den Worten der Baronin unterzulegen wäre. Erst nach geraumer Zeit gelang es ihm, einzuschlafen, doch wurde er von wirren Träumen geplagt. —

Berlin, Anhalter Bahnhof. In nebliger Kälte lag die Halle, als der Zug einlief. Antonius sah sich um. Nein, Gabriele war nirgends zu sehen. Nun, das hatte eigentlich nichts zu sagen, die Vorbereitungen zur Trauung würden sie wohl vollauf beschäftigt haben. Und doch beunruhigte es ihn etwas. Er nahm eine Taxe und fuhr sofort nach der Tiergartenstraße, in die Wohnung seiner zukünftigen Schwiegereltern, anstatt in sein Hotel, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte. Er konnte es kaum erwarten, Gabriele wiederzusehen, denn von Minute zu Minute nahm die Ahnung eines Unheils immer mehr von ihm Besitz. Vor dem Hause angelangt, stürmte er die Treppen nach oben und läutete heftig. Ein verweintes Dienstmädchen, dann auch gleich der Geheimrat kamen ihm entgegen. „Geh nach oben, Edmund!" sagte Gabrielens Vater. „Da liegt sie in ihrem Zimmer. Ja, sie ist tot . . . Gestern abend hat sie sich erschossen . . . ein Brief ist da auch, für dich. Laßt mich jetzt allein!" Der alte Mann war kaum seiner Sprache mächtig.

Antonius ging hinauf, er sah Gabriele daliegen, er war keines Wortes, ja kaum einer klaren Empfindung fähig. Dann las er den Brief. „Verzeih mir, Edmund!" schrieb sie, „Ich weiß keinen Ausweg mehr. Ich kann nicht erklären, wie alles gekommen ist, und muß es doch irgendwie versuchen zu erklären. Ich habe Jonesku auf einem Tee in der rumänischen Gesandtschaft kennen gelernt, und sofort war es mir klar, daß dieser Mensch über Kräfte verfügt, deren Dasein Du immer geleugnet hast, die es aber doch gibt und die er skrupellos gebraucht hat, bis er sein Ziel erreichte. Obgleich ich Jonesku beschworen und er mir sein Ehrenwort gegeben hatte, mich nicht in diese furchtbare Lage zu bringen, hat er sein Wort nicht gehalten, und ich mußte den Leidensweg bis ans Ende gehen. Nie habe ich ihn auch nur einen Augenblick geliebt, nie Dich vergessen. Ich wußte, daß nun das Glück meines Lebens zerstört wird, und doch konnte ich nichts dagegen tun. Ich weiß mir keinen Ausweg mehr, wie soll ich morgen zum Altar treten? Ich bin doch ganz in seiner Hand. Hätte ich ihn doch nie gesehen! Nun kommt alles, wie es kommen muß, und ich trage keine Schuld. Darum bete für Deine Gabriele!" Antonius hatte den Brief gelesen, doch dessen Sinn ganz zu erfassen, ging über seine Kraft. Alles schien ihm traumhaft, unwahrscheinlich, dieser Brief hier, die stille Gabriele dort in ihrem hellen Mädchenschlafzimmer. Er war unfähig zu denken, zu sprechen; er verließ das Haus, irrte planlos durch die Straßen und fand sich erst auf dem Bahnhof wieder. Ja, zurück nach München, das war das Nächste, weg von hier, von dieser Stadt, die ihm das Liebste genommen hatte! Im Zuge fiel er sogleich in einen ohnmachtähnlichen Schlaf, aus dem ihn ein scharfes Klopfen an der Tür erweckte. „In fünf Minuten Berlin!" hörte er eine Stimme auf dem Gang rufen. Wieso Berlin? Er war doch unterwegs nach München. Er sah sich im Abteil um, das war doch der Wagen, in dem er die Reise nach Berlin angetreten hatte. Und nun löste sich die seelische Erstarrung. Himmel, das — das war ja ein Traum, ein gräßlicher, entsetzlicher Traum; die verrückte Baronin mit ihrer „Botschaft" hatte ihn völlig verrückt gemacht. In fliegender Eile zog er sich an, da lief der Zug auch schon in die Halle ein, und eine halbe Minute später hing Gabriele an seinem Halse und erschrak beinahe vor der Kraft und Leidenschaft seiner Umarmung. Im Auto konnte er kaum sprechen, nur immer sie ansehen, streicheln. Erst zu Hause kam ihm wieder der Traum zum Bewußtsein, die sonderbare „Séance" im Schlafwagen, und Gabriele war nicht wenig erstaunt, als ihr Verlobter ihr plötzlich in all dem Trubel — das Auto zum Standesamt stand bereits vor der Tür — die Frage vorlegte, ob sie einen Herrn Jonesku kenne. „Jonesku?" sagte sie erstaunt. „Natürlich, das ist doch der Schneider, der mir das Brautkleid gearbeitet hat! Ich war übrigens schon wütend auf den Mann, er sollte es gestern mittag fertigstellen, und weißt du, wann er gekommen ist? Vor einer Stunde! Das hätte eine schöne Bescherung gegeben, wenn es nicht zur Zeit fertig gewesen wäre, dann hätten wir überhaupt nicht heiraten können", schloß sie lachend. — „Sage mir bitte noch eins, Liebling", bat Antonius, seine Braut umarmend, „hast du gestern abend irgend jemand darüber etwas geschrieben?" — „Ja, gewiß, in mein Tagebuch, das ich übrigens gestern beendet habe. Willst du es lesen?" — „Ich bitte sehr darum."

Gabriele holte den kleinen Lederband, und Antonius durchflog die ersten Zeilen der gestrigen Eintragung, bis er auf den gesuchten Namen stieß. Hier! Da stand es schwarz auf weiß: „Bis jetzt elf Uhr abends ist das Kleid nicht gekommen, ich bin direkt verzweifelt! Obgleich ich Jonesku beschworen und er mir sein Ehrenwort gegeben hatte, mich nicht in diese furchtbare Lage zu bringen, hat er sein Wort nicht gehalten! Was soll ich bloß tun, es müssen doch noch die ganzen Myrthensträußchen angenäht werden! Ich habe zweimal telephoniert, es meldete sich niemand, auch eben wieder. Ich weiß keinen Ausweg mehr. Wie soll ich morgen zum Altar treten? Ich bin doch ganz in seiner Hand! Hätte ich ihn nur früher angerufen! Nun, hoffentlich klappt es noch!"

Antonius legte das Buch zur Seite. „Die Baronin ist gar nicht so übel", sagte er mehr zu sich selbst. — „Was für eine Baronin, und wieso ist sie gar nicht so übel?" fragte Gabriele nähertretend.

„Das erkläre ich dir ein anderes Mal", gab Antonius zur Antwort, indem er seiner Braut den Arm reichte, „eben ist keine Zeit dazu, jetzt wird geheiratet. Darf ich bitten?"



## Lustige Ecke

**Die Begegnung.**

Schmitz und Müller gehen spazieren. Ihnen entgegen kommt eine Frau, die bei dem Anblick der beiden plötzlich kehrt macht.

„Kennst du die?" fragt Schmitz.

„Der Pelzmantel gehört meiner Frau, der Hut meiner Tochter, und meine Mutter hat denselben Schirm, da wird es wohl unser Dienstmädchen sein."

*

**Prima Ware.**



„Und das nennen Sie einen wasserdichten Mantel? Gleich ist er auseinand gewesen!"

„Ja — Sie sind damit wahrscheinlich in den Regen gekommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.